


Nr. 46. Bromberg, den 24. Februar 1929.






(10. Fortsetzung.) 

10.

Die Mitglieder der von Sohr gegründeten Verwertungsgenossenschaft waren nach dem Domänen-Gasthof zur Generalversammlung geladen. Sie waren vollzählig erschienen. Auf der Tagesordnung stand unter anderem: Beschlußfassung über Gewinnverteilung. Also ging es um Geld. Und da blieb keiner zu Hause.

Die Anwesenden hatten sich nach Rang und Besitz getrennt. Die Großen saßen für sich, die Mittleren auch und die Kuhbläker, wie man diejenigen nannte, die nur Kühe anspannen konnten, weil sie keine Pferde besaßen, erst recht. Die bildeten den Staat im Staate. Sie ließen sich zwar gern von den Begüterten ein Glas Bier bezahlen, aber sonst — —! Nicht in die Tüte, wie sie sagten.

Zwischen den einzelnen Gruppen bestand gelinde Animosität. Warum, war nicht ersichtlich, weil keiner der Großen und Kleinen seinen Besitz erworben, sondern ererbt oder erheiratet hatte. Sie vergaßen alle, daß das Schicksal seine Gaben verschieden verteilt und haderten nicht mit diesem, sondern untereinander.

Und keiner doch konnte „was mitnehmen" von dem, was er besaß, wenn man ihn einst stumm und kalt im Sarg vom Hofe trug.

Sohr eröffnete die Versammlung in üblicher Weise. Dann erteilte er dem Rechnungsführer das Wort.

Der erstattete Bericht, legte Gewinn- und Vermögensstand dar und schlug im Namen des Aufsichtsrates eine Dividende von zwölf Prozent vor.

Einige riefen: Bravo! Die aber die den Mund nicht vollkriegen konnten, pfiffen. Dabei hätte keiner ohne diese Genossenschaft seinem Besitze mehr als zwei Prozent Nutzen abzuringen vermocht.

An der Tafel der Kleinbauern wurde es lebendig. Dort entstand Gemurmel. Man schien nicht zufrieden. Einer schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Wünscht jemand das Wort?" fragte Sohr.

Niemand meldete sich.

„Da red' doch, du Dussel", drängte Weidlich Hans den, der auf den Tisch geschlagen hatte.

Und Alfred Rasch erhob sich.

„Zwölf Prozent sind zu wenig", platzte er heraus. „Wir brauchen Geld."

„Sehr richtig", sekundierte man ihm und Rasch redete sich in die Wolle:

„Es ist nicht nötig, daß derartige Rücklagen gemacht werden. Rücklagen — für alle Fälle! Für was für Fälle? Wozu? Gefressen wird überall und so lange man lebt. Unser Geschäft wird immer gehen. Was brauchen wir Reservefonds? Brauchen wir gar nicht. Wir sind selber Reservefonds!"

„J—i—i—ja, ja, ja", grölte Erich Wetter. „Ich b—bin ein R—r—r— —"

„Rhinozeros", schrie einer.

Aber Erich Wetter — am Tisch der Mittleren — lehnte sich auf:

„Reservefonds", stotterte er. „Ich bin ein Reservefonds" und blieb dabei, auch als ihm versichert wurde, daß er gar nichts sei.

Wer glaubt das übrigens, wenn er betrunken ist?

Rasch hatte einen roten Kopf. Die Störung ärgerte ihn. Er ging zur Kritik über.

„Zwanzig Prozent könnten verteilt werden. Mindestens zwanzig. Dann wär immer noch ein Übertrag auf neue Rechnung da. Aber Sie brauchen's ja nicht! Sie haben die paar Dreier nicht nötig. Bei Ihnen scheffelt's auch so."

„Bei wem?", rief Sohr.

„Na, bei Ihnen zum Beispiel!"

„Das wollt' ich nur wissen."

„Nun wissen Sie es! Und zur Sache noch eines: Sie, die Großen" — er schloß in einer Bewegung die Mittleren ein — „sind für Repräsentation und Klimbim! Immer vornehm, immer teuer! Ihnen machen die feinen Berliner Verkaufsstellen Spaß, die hübschen Verkäuferinnen, die nicht billig sind und die Autos mit der Firmierung: Finkenschlager Verwertungsgenossenschaft. — Wir Kleinen sind nicht dafür. Es geht auch einfacher. Was es dann an Aufmachung weniger kostet, ist gespart und kommt den Mitgliedern zugute. Für uns ist die Genossenschaft eine Erwerbungsangelegenheit und keine Repräsentationssache. — Ich stelle deshalb den Antrag, das Verkaufspersonal einzuschränken und die Aufmachung bescheidener zu gestalten."

„Findet der Antrag Unterstützung?"

Drei Viertel der Anwesenden erhoben sich.

Erich Wetter randalierte.

„Überhaupt den Obergenossen die Rechte beschneiden," rief er, „das müßt ihr! Dem Vorsitzenden vor allem! Dem großen Sohr. Der macht ja, was er will. Der ist der liebe Gott und die anderen sind Hampelmänner."

Alle sahen Sohr an, der aufgestanden war und breit vor seinem Stuhle stand.

Erich Wetter blitzte ihn herausfordernd an. Die Erregung schien die Wirkung des Alkohols ausgeschaltet zu haben.

„Sind Sie betrunken oder sind Sie nüchtern?" fragte Sohr.

„Das geht Sie einen Dreck an," brüllte Wetter.

„Ob Sie nüchtern sind, will ich wissen?" fragte Sohr dringender und kam langsam um den Tisch herum.

„Was bilden Sie sich ein, Sie — —!"

„Was Sie?"

„Sie hochgekommener Knecht!"

Da hatte ihn Sohr an der Brust.

„Bin ich!", rief er. „Und nun: Nüchtern oder nicht?"

Wetter saß wie in einem Schraubstock. Er bequemte sich zu einem schüchternen „Nüchtern".

Da ließ ihn Sohr los.

„Dann betragen Sie sich dementsprechend oder ich setze Sie an die Luft."

„Sie mich an die Luft setzen! Sie! Ausgerechnet Sie eingebildeter — —"

Da war es schon geschehen. Im Nu! Im Flug! Er hatte gar nicht ausreden können. Er war draußen.

„Nach geschlossener Versammlung können Sie wiederkommen," sagte Sohr und zog die Tür an.

Der Wirt beruhigte im Flur den Wütenden.

Im Zimmer erwarteten Sohr erregte Menschen. Sie riefen und gestikulierten durcheinander. Laut und wild! Wie in Parlamenten.

Wetters Bruder schrie:

„Unerhört! Der liebe Gott! Sie sind tatsächlich der liebe Gott."

Sohr trat auf ihn zu.

Unter den Anwesenden war wieder betretenes Schweigen. Man erwartete noch einen Zusammenstoß.

Aber Sohr sagte ruhig, als ob nichts gewesen sei:

„Sie irren, Herr Wetter, der liebe Gott bin ich nicht. Ich bin nur Ihr Vorsitzender. Von allen Mitgliedern einstimmig erwählt. — Ich kann die Herren vom Vorstand, die ihre nicht ganz einfache und zeitraubende Tätigkeit zum Nutzen aller ehrenamtlich leisten, nicht beleidigen lassen. Das werden Sie einsehen! — Sachliche Kritik ist gestattet, sie ist sogar erwünscht, weil sie fördern kann. Wer aber darüber hinausgeht, hat sich die Folgen zuzuschreiben."

„Welche Folgen?" rief Rasch.

„Es dürfte Ihnen bekannt sein, daß mir als Vorsitzendem das Hausrecht zusteht! Wer als renitent hinausgewiesen werden muß, sich aber zu gehen weigert, macht sich des Hausfriedensbruches schuldig und wird zur Anzeige gebracht. — Ich bin nicht geneigt, mich mit uneinsichtsvollen Leuten hier herumzuschlagen. Wenn ich bei Herrn Erich Wetter eine Ausnahme machte, geschah das, um ihn nicht noch ärmer zu machen, als er schon ist. Herr Liebetrau, Sie wollten reden, bitte!"

Er setzte sich, ruhig, gelassen, wie es seine Art war und brannte sich eine Zigarre an. Niemand sah, daß er unterm Jackett die Hand aufs Herz drückte.

Liebetrau erhob sich und wendete sich an die Kleinbauern. Er war einer der wenigen, vor denen sie Respekt hatten. Er sprach deutlich und per du. Das machte immer Eindruck.

„Ich will kurz zu Antrag und Kritik Stellung nehmen," begann er. „Wenn ein Betrieb, ganz egal, was für einer, zurückgeht, dann stimmt die Leitung nicht oder irgend etwas anderes ist faul. — Ist das so oder ist das nicht so?"

Sie nickten.

„Wenn aber ein Betrieb steigenden Nutzen abwirft, dann stimmt alles! Oder nicht? He?"

Sie nickten wieder und Rasch sagte: „Natürlich!"

„Na also, ihr Querköppe, was wollt ihr noch mehr? Vor zwei Jahren sechs Prozent, im Vorjahre acht und heute zwölf! Das ist euch nicht genug? Was wirtschaftet ihr denn aus euern Klitschen heraus? Das nackte Leben, bestimmt aber keinen roten Sechser! — Genau wie ihr Geld braucht, haben wir es nötig. Wenn wir uns aber, durch die Verhältnisse gezwungen, mit zwölf Prozent einverstanden erklären, habt ihr das auch zu tun. Daher der Name Genossenschaft. Wenn ihr nicht zufrieden seid, tretet aus und verkauft eure sauren Gurken pfennigweise im Handkörbchen. Seht zu, wer euch Höchstpreise bezahlt und darüber hinaus an seinem Gewinn teilnehmen läßt. Den Hammel möcht ich sehen! Oder aber w i r treten aus und ihr übernehmt unsere Anteile. Dann kö.mt ihr auch die Autos abschaffen und euern Quark im Kinderwagen durch Berlin fahren. Vom Alexander- bis zum Potsdamerplatz ist er schwarz. Aber das geht uns dann nischt mehr an. Ihr könntet dann machen, was ihr wollt. Einverstanden?"

Hier trat Rasch zu Sohr und flüsterte ihm etwas zu. Sohr nickte.

Liebetrau polterte weiter:

„Der zweite Punkt der Tagesordnung heißt: Vorstandswahl! Wir machen euch gern Platz. Sohr muß uns sowieso bei jeder Sitzung zureden wie den kranken Kindern, daß wir Stange halten. Wir treten gern aus. Wir gründen auch gern eine neue Genossenschaft ohne euch mit noch mehr Läden, noch mehr Autos zu noch schnellerer Versorgung der Städter und mit noch hübscheren Verkäuferinnen. Machen wir alles! Und der Deiwel soll's holen, wenn wir euch nicht so fürchterlich an die Wand drücken, daß ihr den Liter frischer Luft mit einem Neugroschen bezahlt. Überhaupt" —und er wendete sich an den Vorstand — „ich finde, daß der Rasch'sche Antrag einem Mißtrauensvotum gleichkommt und daß wir daraus die Konsequenzen ziehen sollten. Ich für meine Person jedenfalls mache nicht mehr mit, wenn der Antrag nicht zurückgezogen wird."

„Schon geschehen", rief ihm Sohr zu.

„Wann?"

„Eben jetzt. Durch Herrn Rasch selbst."

Liebetrau sah sich im Kreise um und sah schmunzelnde Gesichter.

„Was laßt ihr mich da lange Reden reden!" rief er. „Da ist ja alles in schönster Ordnung. Prost!" und trank sein Glas bis zur Nagelprobe leer.

Und tatsächlich war alles in schönster Ordnung.

In Friede und Eintracht ging die Generalversammlung der Finkenschlager Verwertungsgenossenschaft zu Ende.

Die Dividende war genehmigt worden und der Gesamtvorstand wiedergewählt.

Man verkrümelte sich allmählich. Finkenschlag hatte mehrere Kneipen, die alle verdienen wollten. Dorthin gingen die einen. Diejenigen aber, die nie den Hausschlüssel bekommen konnten, gingen heim.

Zuguterletzt saßen nur noch Liebetrau, Sohr und einige Herren vom Vorstand an einem, und Karl Wetter, Erichs Bruder, mit seinen Bekannten am anderen Tische.

Endlich gingen auch die und Karl Wetter blieb allein.

Daß er nicht heimging, schien Absicht zu sein.

Ein Weilchen saß er unschlüssig, dann trat er an den Liebetrauschen Tisch heran und fragte:

„Ist es gestattet, Herr Sohr?"

„Ich bin nicht zuständig, Herr Wetter", sagte Sohr und zeigte auf die anderen. „Die Herren sind sämtlich älter als ich."

„Bitte, aber gern", sagten diese und Karl Wetter setzte sich neben Sohr.

Sohr hatte, so lange er in Finkenschlag war, mit Wetter kaum drei Worte gesprochen. Nur heute waren es einige mehr gewesen, allerdings keine sehr freundlichen. Deshalb war Wetters Benehmen einigermaßen sonderbar.

Das sagten sich die übrigen Herren auch und Wetter, der empfinden mochte, was sie dachten, motivierte sehr schlicht und sehr bescheiden:

„Sie werden entschuldigen, Herr Sohr, ich hätte gern ein paar Worte mit Ihnen gesprochen."

„Ich stehe zur Verfügung, Herr Wetter, vorausgesetzt, daß dieses Gespräch nicht von vornherein auf Zwietracht und Krawall angelegt ist. Wir müßten es sonst auf morgen verlegen. Für heute ist mein Bedarf gedeckt."

Die anderen Herren lachten und auch Karl Wetter verzog das Gesicht zu einem verunglückten Lächeln.

„Sie verkennen mich, Herr Sohr", versicherte er. „Ich war vorhin nur etwas aufgebracht, weil der Hinausgeworfene immerhin mein Bruder war. Das wird leider nicht anders und wenn er noch soviel säuft. Er war früher ein lieber Kerl, man brauchte sich seiner nicht zu schämen. Sein Unglück war seine Heirat."

„Es lag doch wohl nur an ihm, daß sie nicht sein Glück wurde!"

„Kaum", sagte Wetter. „Ganz abgesehen von — von —", er stockte, besann sich und sagte dann: „Von dem anderen. — Wenn jemand, der nichts hat, plötzlich und durch Zufall zu Vermögen kommt, verliert er leicht das Gleichgewicht. Nur eine Frau kann ihn halten und die hatte mein Bruder nicht. Deshalb ist er geworden, was er ist."

Wetter kaute am Schnurrbart. Um seinen Mund zuckte es. Man sah ihm die Erregung an.

Sohr versuchte ihn abzulenken.

„Das weiß ich, Herr Wetter", sagte er. „Das ist aber doch alles Vergangenheit, alles gewesen! Warum grübeln Sie diesen unerfreulichen Dingen nach."

„Weil er mein Bruder ist", gab Wetter zur Antwort. „Ich bin nicht einverstanden mit seinem Tun, aber ich begreife es. Ich bin auch nicht einverstanden mit meiner Schwägerin Handlungsweise, aber ich begreife die auch. Man hat eben nur ein Herz und kann nur eines verschenken. Offen hat sie ihm das gesagt, betrogen hat sie ihn nicht."

Sohrs Gesicht verfinsterte sich.

„Wollten Sie das mit mir besprechen?" fragte er ungehalten.

„Entschuldigen Sie, Herr Sohr. Ich will Ihnen nicht wehtun und will Ihnen auch nicht zu nahetreten, ebensowenig wie meiner Schwägerin, aber lassen Sie mich ausreden", bat er. „In meinem eigenen Interesse! Sie tun mir einen Gefallen."

Liebetrau sprang ihm bei.

„Erfüll' ihm den Wunsch, Sohr. Wir wissen ja alle, wie die Dinge lagen und liegen."

Wetter sah ihn dankbar an.

„Ich darf?" fragte er Sohr, welcher bejahte, und fuhr fort: „Wir alle, die wir Bauern sind, haben Ihnen nicht wohlgewollt. Sie waren Knecht. Sie hatten gar nichts, weniger noch als mein Bruder. Und jetzt sind Sie der Größte unter uns und der Reichste. Sie sind das nicht plötzlich geworden. Sie haben gearbeitet und gekämpft. Als Sie ganz oben waren, haben Sie das immer noch getan und tun es heute noch. Sie sind unser Führer. Sie sind aber trotzdem vielen noch ein Dorn im Auge. Allen aber sind und waren Sie ein Vorbild. Mir besonders, Herr Sohr. Mir ganz besonders! „Der Besitz! Die Familie!" Das haben Sie uns erst plausibel gemacht. Wir wußten ja gar nicht, was das war. Nun ist das so für uns, wie früher Thron und Staat. Es ist unsere Religion! Der Bauer auf seiner Scholle — das ist uns ein Begriff geworden."

Wetter war so erregt, daß er eine Pause machen mußte. Er war im Augenblick unfähig, weiterzureden.

Wo wollte er hinaus?

Keiner der Herren ahnte es. Aber alle sahen, daß ihn Ungewöhnliches bewegte.

(Fortsetzung folgt.)

# Friedrich Spielhagen.

**Zum 100. Geburtstag am 24. Februar 1929.**

**Von Marie Gerbrandt.**

Sind es wirklich schon hundert Jahre her, seit Friedrich Spielhagen geboren wurde? Ein Schriftsteller, der soviel gelesen, gefeiert, geliebt wurde wie wenige und dessen Name doch fast schon verklungen anmutet. Wer spricht heute noch von „Problematischen Naturen“ — „In Reih und Glied“ — „Hammer und Amboß“ — „Sturmflut“? Und doch waren diese Romane lebendigste Spiegelbilder ihrer Zeit. Wer kennt noch „Quisisana“ — „Platt Land“ — „An der Heilquelle“ — „Stumme des Himmels“ — „Susi“? Und sie wurden doch von Hunderttausenden mit Begeisterung gelesen. Vielleicht, daß noch in dem einen oder andern ein Ton nachklingt von der reichen Melodie, die einst alle bezauberte. Altgewordene vielleicht denken mit Wehmut daran, wie sie damals schwärmen konnten und wie man in jenen Romanen das gesteigerte Abbild des Lebens fand. Spielhagen war immer ein Steigerer und Verschöner. Seine Träume ließen die Wirklichkeit oft hinter sich. Darum kann sich unsere Leserschaft kaum eine Vorstellung davon machen, was er seiner Zeit bedeutete.

In Magdeburg geboren, verlebte Spielhagen seine Jugend in Stralsund, wohin sein Vater als Regierungs-Baurat versetzt worden war. Er studierte in Berlin und Bonn und wirkte eine Zeitlang als Hauslehrer auf pommerschen Gütern. Hier fand er die Typen zu vielen seiner Gestalten und gewann eine Erdhaftigkeit, die neben den geistvollen Schilderungen Berliner Gesellschaftslebens seinen Werken die glänzende Vielseitigkeit gab. Verschiedene Berufe lockten ihn, so der des Schauspielers und des Offiziers; sein Erkenntnisdrang war den tausend Formen des menschlichen Lebens gegenüber unersättlich. Doch nahm er, um den geliebten Vater der Sorge um seinen Unterhalt zu entlasten, eine Stelle als Lehrer des Englischen an einer Leipziger Schule an. Bald zog ihn der große Erfolg seiner „Problematischen Naturen“ — „Clara Vere“ und „Auf der Düne“ waren vorhergegangen — ganz zur Literatur hinüber. Als Leiter der „Zeitung für Norddeutschland“ lebte er in Hannover, seine Begabung auch nach der journalistischen Seite hin ausbildend. 1862 siedelte er nach Berlin über, wo er die „Deutsche Wochenschrift“, aus der später die „Deutsche Romanzeitung“ hervorging, und von 1874 bis 1884 „Westermanns Monatshefte“ leitete.

Spielhagens immer steigender Ruhm ermöglichte es ihm, die letzten Jahrzehnte seines Lebens als freier Schriftsteller zu verbringen. Sein schönes Heim in der Hohenzollernstraße war der Sammelpunkt erlesener Geister. Als er und seine Gattin — ihr Mädchenname war Therese v. Boutin — sich nach Ruhe zu sehnen begannen, ließen sie sich in der Kantstraße nieder. Reizende Großkinder brachen oft zutraulich in den Frieden des Arbeitszimmers. Leider entriß der Tod dem Dichter zu früh nicht nur die treue, hingebende Gattin, sondern auch die jüngste Tochter Toni, die ganz für ihn gelebt und ein bedeutendes schriftstellerisches Talent von ihm geerbt hatte. Er konnte diese Verluste nicht mehr verschmerzen. Zwei Tage nach seinem 82. Geburtstage ging sein Geist zur ewigen Ruhe ein.

Bis an sein Lebensende nahm Spielhagen an allen literarischen und politischen Strömungen lebhaftesten Anteil, und wenn die Jugend ihn nicht mehr verstand, so war er es, der sie zu verstehen suchte. Zahlreiche theoretische und kritische Schriften gerade der letzten Jahre beweisen es. — Den bereits genannten seiner Werke sei noch „Theorie und Technik des Romans“, sowie Erinnerungen aus meinem Leben“ angereiht. Außerdem war Spielhagen, der über hervorragende Sprachkenntnisse verfügte, als Übersetzer tätig, und ein Band Gedichte beweist die Zartheit und Tiefe seiner Empfindung, die Melodik seiner Verssprache. Man würde das Lebensbild dieses Mannes nur unvollkommen zeichnen, wollte man unerwähnt lassen, daß er ein liebevoller Berater und Förderer junger Schriftsteller war. Bei der großen Beliebtheit, deren er sich erfreute, bedeutete das für ihn eine Arbeitslast, die nur sein ungewöhnlicher Fleiß und seine endlose Güte bewältigen konnten. Wer ihn persönlich kannte, dem wird neben dem Schriftsteller immer der wahrhaft große Mensch stehen, der so froh und königlich sich verschwendete.

---

Kopf ohne Herz macht böses Blut,
Herz ohne Kopf tut auch nicht gut;
Wo Glück und Segen soll gedeih'n,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Bodenstedt †.

---

# Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

**Von Emil Mielke.**

Den Bürgermeister kannte nicht jeder, den alten Glaserjuden Schmuhl dagegen jedes Kind. Wenn seine hohe spindeldürre Gestalt mit dem Glaskasten auf dem Rücken auf der Straße auftauchte, liefen ihm alle Jungen zu. Meilenweit ging der alte Mann seinem kargen Verdienste nach. Merkwürdig war seine Figur, merkwürdiger seine Magerkeit, am merkwürdigsten jedoch sein Barterſatz. Es war wirklich nur Ersatz. Von diesem Barte hieß es, er habe sieben Haare in acht Reihen. Schmuhl lobte auch den schlechtesten Bengel und steckte ihm des öfteren Bonbons zu, damit er recht viel Fensterscheiben einschmeißen sollte, vorausgesetzt natürlich, daß er ihn nicht mit seinem Ziegenbart neckte. Dann konnte Schmuhl teufelswild werden. Aber seine Wut beschränkte sich nur auf Drohungen. Laufen konnte er nur schlecht, durfte es auch nicht, wenn er in seinem Ruckkasten nicht statt Scheiben Scherben tragen wollte.

Wenn nun in dem kleinen Weichselstädtchen, das sich des Rufes eines Badeortes erfreute, die Saison zur Neige ging, suchte Schmuhl Arbeit in den Kolonien auf dem anderen Weichselufer. Auch bettelte er Butter, Eier und Mehl. Gerne gaben es die Bauern, wenn der Wind diese Jammergestalt ihnen in das Haus wehte.

Nun war er auch einst an einem kalten, regnerischen Herbsttage auf dem Wege nach Hause. Seine Fensterscheiben hatte er meist alle noch im Kasten. Hier in den Dörfern wirkten seine Bonbons schlecht. Den Jungen schmeckten sie allerdings auch, aber wenn des Vaters Leibriemen auf ihrem Buckel tanzte, so gelobten sie unter Tränen, nie mehr für Bonbons Fensterscheiben zu zerschlagen. An der Fähre mußte Schmuhl warten, da der Fährmann ihn allein nicht hinüberfahren wollte. Der Sturm war groß und es regnete in Strömen. Geduldig stand er am Ufer, seine Körbe mit Butter und Eiern unter seinem Kasten bergend. Er ahnte nicht, daß er heute ein Bad in der Weichsel nehmen würde. Dunkel sind oft die Wege des Schicksals.

Es gesellte sich bald sein Bekannter Felix zu ihm. Der hatte die ganze Nacht hindurch getrunken und sah sehr angegriffen aus. Den Rest seines Geldes hatte Felix in Karten verspielt, war beim Mogeln ertappt worden und hatte dafür kräftige Prügel bekommen. Was Wunder, daß er aussah, als wenn ihm die Krähen das Brot genommen hatten. Trübselig stand er neben Schmuhl an der Weichsel.

„Weshalb sind Sie so blaß? Sind Sie krank? Weshalb so traurig?“ erkundigte sich Schmuhl mitleidig.

„Ja, ja Schmuhl! Es ist schlecht mit mir bestellt. Ich muß in Kürze sterben.“

„Was ist denn geschehen? Sterben! Nee, sterben kann man immer. Das will ich mir bis zuletzt lassen. Was fehlt Ihnen denn?“

„Mich hat ein schweres Unglück betroffen. Vor acht Tagen hat mich ein toller Hund gebissen. Ich komme eben vom Doktor. Er hat mir aber schlechten Trost gegeben, weil ich zu spät gekommen bin. Ich werde die Tollwut bekommen, man wird mich erschießen oder mir die Adern durchschneiden, damit ich verblute. Was wird meine Frau mit den Kindern anfangen! O, mein Gott, mein Gott! Wäre ich erst tot . . .“

Schmuhl sprach dem Unglücklichen sein innigstes Beileid aus, nahm jedoch seine Körbe und humpelte eine ansehnliche Strecke von ihm ab. Heute also der neunte Tag . . . Jedem, der sich Felix nähern wollte, gab Schmuhl durch Zeichen zu verstehen, daß der nicht ganz richtig und gefährlich sei.

Endlich bequemte der Fährmann sich, zu fahren. Man stieg in den Prahm. Trübselig saß Felix, weit von ihm Schmuhl, der sich in dieser Gesellschaft höchst ungemütlich fühlte. Das Boot segelte gut, es flog nur so durch die Wellen. Plötzlich wird Schmuhl zu seinem Schrecken gewahr, wie Felix mit den Zähnen knirscht, laut aufheult, sich die Kleider vom Leibe zu reißen beginnt und sich in die Hände beißt. — Der befürchtete Tollwutanfall! Schmuhl kriecht in die äußerste Prahmspitze und läßt sich keine Bewegung des Tollen entgehen. Jetzt springt Felix brüllend auf. Mit weitaufgesperrtem Munde und ausgebreiteten Armen taumelt er auf Schmuhl zu. Der Prahmboden ist glitscherig, er stürzt, er schlägt mit der Stirn auf die Segelbank, steht wieder auf und setzt aber seinen Angriff auf Schmuhl fort. Der Fährmann schreit, kann aber das Steuer nicht loslassen und zu Hilfe eilen, sonst sinkt der Kahn. Der Kahn nähert sich immer mehr dem Ufer, aber jetzt packt der Tolle zu . . Mit einem verzweifelten Schrei springt Schmuhl in die stürmisch bewegten Wellen, denn er will lieber ertrinken, als toll werden. Er taucht unter. Seine alte Mütze schwimmt stromab, seine Körbe, sein Ruckkasten hinterdrein. Gewandt dreht der Fährmann den Prahm bei, packt den Ertrinkenden im Nu. Zitternd am ganzen Leibe, der Ohnmacht nahe, liegt er wim-

mernd auf dem Prahmboden. Der Wutanfall hat den Tollen verlassen, ruhig sitzt er im Kahn, den Rücken zu Schmuhl gekehrt. Der Prahm hat das Ufer erreicht. Alle steigen aus. Der Tolle wäscht sich das Blut ab. Wie eine lebendige Regenwolke schleppt sich Schmuhl in das nächste Haus, um sich zu erwärmen und die Kleider zu trocknen.

Unterdessen wälzen Felix und der Fährmann sich im Ufersande vor . . . Lachen. Die ganze Tollwut war Komödie.

Jetzt lachte Felix, aber sein Lachen sollte ihm teuer kommen. Schmuhl eilt, was er kann, zur Polizei und erstattet Anzeige, daß Felix toll sei, ihn bald gebissen hätte. Von seinem kalten Weichselbade schwieg er, um nicht doppeltes Aufsehen zu erregen. Noch in selbiger Nacht wurde Felix unter starker Bewachung in das Pasteursche Institut nach Warschau geschickt. Er wehrte sich zwar mit allen Kräften. Umsonst. Geknebelt wurde er befördert. Er wurde untersucht, genau, noch einmal, wochenlang beobachtet. Er litt Qualen und wäre lieber dreimal statt Schmuhl in die Weichsel gesprungen. Der aber schmunzelte in seinen dünnen Bart, wenn er Felix sah. Er hatte das beste Lachen.

# Das Klavier.

Humoreske von Harry Wien.

Eines Tages sagte Ursula Kiel, die das große Vorderzimmer in der Wohnung des Agenten Waldemar Kleimann bewohnte, sie hätte ein Klavier gekauft, und es würde morgen oder übermorgen gebracht werden. Der zweite Untermieter in der Wohnung, der junge Kaufmann Albert Froelich, war nicht anwesend, als dieser Ausspruch fiel. So geriet er am nächsten Abend ganz unvorbereitet mitten in die Komödie hinein, die vor sich ging, als man das Klavier die drei engen Treppen zur Kleimannschen Wohnung hinauf befördern wollte. Vier schmächtige Männerchen mühten sich ab, den Koloß hinauf zu schaffen. Es war unsäglich komisch, das anzusehen. Manchmal gab es einen Ruck nach oben. Dann blieb die Karawane wieder stehen. Unter den vier Trägern erhoben sich Meinungsverschiedenheiten. Der eine erklärte diese Methode, das Klavier hinauf zu befördern, als die beste, der andere jene.

„Das kann noch lange dauern, bis die Treppe frei wird und man in die Hohnung gelangen kann", dachte Albert
und man in die Wohnung gelangen kann", dachte Albert

Er überquerte die Straße und trat in das Eckrestaurant. Er war dort ständig Gast. Die Wirtin stammte aus einem Dorf in der Nähe seines bayrischen Heimatstädtchens. Die Sprache der Frau, ihre Kleidung und ihr Wesen erinnerten ihn so sehr an Mutter und Schwestern, daß er in der Großstadt keinen gemütlicheren Platz wußte als in Frau Friedas altväterlichem Lokal, an ihren blankgescheuerten Holztischen. Er aß ein Hammelkotelett mit Salat und trank ein Glas Bier dazu. Als er dann ins Mietshaus zurückkehrte, war das Klavier noch immer nicht oben. Es stand auf dem Korridor des zweiten Stockwerks. Die vier Männerchen saßen verschnaufend auf dem Klavier und wischten sich mit bunten Taschentüchern den Schweiß von den Stirnen.

Immerhin gab es für Leute mit turnerischer Gewandtheit jetzt die Möglichkeit, an dem braunen Ungetüm vorüber zu kommen und in das obere Stockwerk zu gelangen. Oben hingen die Kleimannschen Zwillinge Otto und Suschen über dem Treppengeländer und begleiteten mit Hü und Hott den wieder beginnenden Transport des Klaviers. Froelich schloß die Tür zu seinem Zimmer und warf sich aufs Sofa.

Suschens und Ottos Hü und Hott aber schien verblüffende Wirkung zu haben, denn das erst so saumselige Klavier kam die letzte Treppe viel rascher herauf als die andern zwei. Froelich hörte, wie man das Klavier nebenan in das große Zimmer schob, das die Filmkünstlerin Ursula Kiel bewohnte, die man dann und wann auf Filmbildern in kleinen Rollen bewundern konnte.

Da Froelich wußte, daß Ursula Kiel jetzt nicht zu Hause war, hoffte er, wenn nur das Klavier erst im Zimmer stand, könne er einen kleinen Schlummer tun. Aber diese Auffassung erwies sich als zu optimistisch.

Er hörte, wie nebenan Suschen ins Zimmer gelaufen kam, mit einem Knall den Klavierdeckel hoch schlug und gemütvoll mit einem Finger auf den Tasten herum zu klimpern begann. Otto mußte ihr nachgeschlichen sein, denn man vernahm sein krähendes Knabenorgan: „Jetzt laß mich mal 'ran!" Hatte Suschen nach sanfter Mädchenweise nur mit einem Fingerchen zart auf den Tasten herumgetippt, so ließ Otto alle zehn Finger marschmäßig auf schwarzen und weißen Tasten erdröhnen. Dann näherte sich auf dem Korridor der wuchtige Schritt von Frau Agathens Walkürengestalt.

„Geh weg, Otto" sagte die Kleimann zu ihrem Kronprinzen. „Man muß doch mal hören, was das Klavier eigentlich für einen Ton hat."

Man vernahm ein Weilchen Akkordübungen und Tonleitern. Dann rief Agathens Stimme: „Waldemar! Waldemar, komm doch mal her und spiel' ein Stückchen!"

Jetzt mußte die Familie vollzählig sein, denn Herr Kleimann sang und spielte mit Gefühl: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben . . ." Sehr hoch konnte ihr Wachstum nicht sein, denn immer an der gleichen Stelle brach Herr Kleimann ab, der offenbar nicht weiter wußte, und begann wieder: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben!"

Es klingelte. „Ach, das Klavier ist schon da?" sagte Ursula Kiel. Sie mußte ins Zimmer getreten sein, denn in nächster Nähe hörte Froelich die Ausrufe der Künstlerin: „Aber nein, wie blöde habt ihr denn das Klavier dahin gestellt? Habt ihr denn gar kein Stilgefühl?"

Dann klopfte es an Froelichs Zimmertür. „Ach bitte, Herr Froelich, kommen Sie doch einen Augenblick hinüber und helfen Sie uns, das Klavier umstellen!"

Mit einem unterdrückten Fluch fuhr Froelich in seine Hausschuhe und seine Hausjoppe. Er war ein kräftiger, junger Mann, und die innerliche Wut erhöhte seine Kräfte noch so, daß er, nur unterstützt durch Herrn Kleimann, das Klavier ohne Aufschub an die bezeichnete Wand beförderte.

Ursula Kiel warf ihm aus kornblumenblauen Augen einen blitzenden Dankesblick zu, aber Froelich zog sich schweigend zurück.

Dann spielte Ursula Kiel, ohne zu ermüden, auf ihrem neuen Klavier: „Ich küsse Ihre Hand, Madame."

Das war der erste Abend. — —

Da die anderen Abende in immer neuen, aber doch sehr ähnlichen Variationen das Klavierspiel der Kleimannschen Zwillinge, des Herrn Waldemar und des Fräulein Ursula brachten, kündigte Froelich sein Zimmer und bezog ein anderes in derselben Gegend. Das aber war so häßlich möbliert so dunkel und ungemütlich und wenig sauber, daß Froelich ihm entfloh, so oft er nur konnte. Viel mehr als sonst, verbrachte er seine freie Zeit in dem altmodischen, aber biederen Lokal der Frau Frieda, und es wurde ihm schon wohl, wenn er nur ihr gutes, breites, mütterliches Gesicht sah und die Redeweise seiner Heimat vernahm.

Man kann sich die Bestürzung Froelichs ausmalen, als er eines Abends beim Betreten des Lokals im Wirtsraum ein braun glänzendes Klavier erblickte, das ihm nur zu bekannt war. Ein Klavierspieler, trotz junger Jahre von großer Würde des Äußern ,saß davor und bearbeitete die Tasten mit Kraft und geläufiger Technik.

„Frau Frieda, was haben Sie getan?" stöhnte Froelich.

„Eine Filmkünstlerin aus der Nachbarschaft mußte eilig ein Klavier verkaufen, weil sie sofort Geld brauchte. Ich bekam es sehr billig. Die Leute verlangen heute Musik im Wirtschaftsbetrieb. Meine Kunden fingen schon an, zur Konkurrenz zu gehen."

Froelich entfloh, und sein Herz war kummervoll. Er mied fortan diese Stätte, deren Heimatzauber ihm durch das verhaßte Klavier verleidet wurde.

Da er aus dem Paradiese Frau Friedas vertrieben war und das Junggesellenleben satt bekam, verlobte er sich im Sommer des nächsten Jahres in einem Waldkurort mit einer jungen Witwe. Da Gisela zu den romantischsten Naturen gehört, äußerte sie den Wunsch, vor der Heimreise mit Froelich in dem kleinen Dorfkirchlein getraut zu werden, in dem sie sich kennen gelernt.

Froelich und seine Frau bezogen die Wohnung, die Gisela schon in ihrer ersten Ehe bewohnt. Sie gingen Arm in Arm von einem der hübsch eingerichteten Zimmer in das andere. Plötzlich blieb Froelich erblassend stehen und deutete mit der Hand auf ein braun glänzendes Klavier, das ihm hohnlächelnd entgegen zu glänzen schien. Gisela meinte, das Prunkstück errege die besondere Freude des Jungverheirateten.

„Es war das letzte Stück des Mobiliars, das mein verstorbener Mann anschaffte", sagte sie. „Er kaufte es aus dem Konkurs einer Schankwirtschaft. Ich hörte Edgar so gerne auf diesem Instrument mit dem schönen Ton spielen. Er spielte gut, obwohl er nicht viel Übung hatte. Er war so musikalisch."

Und Gisela setzte sich ans Klavier und spielte leise und lockend: „Ich küsse Ihre Hand, Madame . . ."

Es war noch kein Jahr vergangen, da hatte Froelich es durch den fleißigen Unterricht seiner Frau so weit gebracht, daß er selbst das Stück ganz fehlerlos auf dem Klavier spielen konnte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.